

Die Kaffeefinfinst

Humoreske von Franz Rebernick.

„Hier der Kaffee, Herr Direktor.“ Lächelte die Verkäuferin und überreichte dem Kunden mit zierlichen Fingern das laubere Päckchen. „Es freut mich, daß Sie sich doch zu dieser Sorte entschlossen haben. Und ich hoffe, Sie werden an mich denken, wenn Sie morgen Ihren Kaffee nehmen.“

„Und ob ich das werde, Du Schlangel!“ dachte Herr Bornemann bei sich. Laut aber sagte er: „Ich werde nicht verfehlen, Fräulein Anna.“ Bei der Rückgabe des Wechselgeldes glitten ihre Finger über die seinen und verweilten, wie es schien, länger als nötig.

„Was bedeutet das alles?“ fragte sich Herr Bornemann, als er auf die Straße hinaustrat. Was ging hier auf? Geheiß und was auf Privatkonkurrenz? War das alles noch dienstliche Pflicht? Unmöglich. Schon seit einiger Zeit fiel ihm auf, daß Fräulein Anna jedesmal errotete, wenn er den Laden betrat. Lächeln kann vertraglich vorgeschrieben sein, aber Erroteten nicht. Fräulein Anna war eigentlich nicht? Er war elegant, gut gewachsen, und niemand konnte ihm seine Güntunfängigkeit anfehen.

Halb unbewußt fand er sich abends wieder um bei Rager u. Co. ein. Er kaufte eine Flasche Ananaslikör. Ob Anna erroteten würde? Ja, sie errotete. Und nun errotete er auch. „Du bist in der letzten Zeit wirklich recht aufmerksam“, sagte Frau Gertrud, als er ihr dabei die guten Dinge übergab. „Ja, meine Liebe“, entgegnete er und küßte sie zerküßt auf die Stirn.

Als dann Herr Bornemann, bereichert um eine Photographie, die Anna zufällig auf dem Ladentisch liegen gehabt hatte, das Geschäft von Rager u. Co. verließ, schwanden die letzten Zweifel, und er schritt nun an das Problem der Beziehungen zu dem Fräulein zu ermitteln. Im Laden ging es nicht, das stand fest. Entweder störten die anderen Kunden oder, wenn keine da waren, das Personal, das voll Verehrung an den Lippen seiner Majestät des Kunden hin, jeden Augenblick bereit, ganze Breißeiten von Höflichkeit auf ihn abzugeben.

Er wartete also abends den Ladenstich ab, um dann so zu tun, als ob er ganz zufällig vorüber käme und sich freue, Fräulein Anna ebenso zufällig zu begegnen. Endlich schlug es sieben. Und einige Zeit darauf erschien Anna im dunklen Rahmen des Haustores. Leider kam sie nicht allein. Das ganze Personal schwärmte ringsum heraus, sie unbewußt behütend wie Torpedoboot ein Handelskloß in Kriegszeiten. Sie erwiderte seinen Gruß mit sichtlichem Bedauern. Dann betrag sie mit mehreren Kolleginnen die Straßenbahn.

Ging es nicht am Abend, dann vielleicht am Morgen. Herr Bornemann wartete also am nächsten Tage früh an der Auguststraße. Anna kam fröhlich und lächelnd wie ein Sonnenanfang um die Ecke. Sie hatte es sehr eilig. Ob sie nicht doch einmal ein wenig Zeit habe, nur ein Viertelstündchen? In den nächsten Tagen leider nicht. In zwei Wochen vielleicht. Aber wenigstens in dem Laden möge der Herr Direktor kommen, wie immer. Nicht böse sein. — Dann verschwand sie im Portal von Rager u. Co.

Und abends brachte der Herr Direktor seiner Frau außer Kaffee von der besten Sorte fünf Päckchen verschiedener Reks, handierte Früchte und eine Flasche Himbeerlaff.

„Du verweilst nicht aber jetzt, Wolf“, sagte Frau Gertrud. „Wie wäre es übrigens, wenn wir auf einige Tage nach Waldheim fahren würden, wo es immer so schön war?“ Fortdend spähte sie ihm dabei ins Gesicht. Er zwang sich zu einem Lächeln und sagte: „Ach, wo denkst Du hin. Ich bin jetzt viel zu sehr beschäftigt.“

Die Zeit verging, und die Vorräte des Hauses Bornemann an Kaffee und Süßigkeiten mehrten sich. Vierzehn Tage waren um, und als Herr Bornemann mahnenden Blickes aus der Hand Anns fünf Pfund San Paolo Extrakt übernahm, schlüßte sie ihm zu: „Bitte, morgen, Herr Direktor, Schiller-Denkmal, vier Uhr, pünktlich sein.“

„Es ist erreicht!“ dachte Herr Bornemann, voll Dank an das Gesicht. Und telephonierte seiner Frau, daß ihn eine dringende Vorstandsung wahrscheinlich länger festhalten werde. Dann legte er den letzten Schluß an sein Neuhäuser, kaufte einen Strauß roter Rosen und begann das Schiller-Denkmal zu umkreisen.

Endlich kam Anna. Sie wandten sich dem Park zu, und Anna begann gleich: „Ich habe Sie abeten, hierher zu kommen, Herr Direkt-

tor, um Ihnen zu danken und mich gleichzeitig zu verabschieden. Ich reise morgen ab.“

„Ach, ich bin mit der Zeitung unserer Filiale in Baden-Baden betraut worden.“ — fuhr sie nicht ohne Stolz fort — „und diesen Erfolg verdanke ich auch Ihnen, Herr Direktor. Unsere Firma hat unter ihrem gesamten Personal ein Preisauschreiben veranstaltet, mit Preisen für jene Verkäufer, deren Verkaufstechnik die besten Erfolge erzielt. Sie waren so liebenswürdig, mich in meinen Bemühungen bestens zu unterstützen, so daß ich den ersten Preis, tausend Mark in bar und die Stelle in Baden-Baden, bekam. Ich bin sehr glücklich, und es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen dafür zu danken.“

„Bitte, bitte sehr.“ — stammelte er maßlos verwirrt. Sie reichte ihm die Hand und sah ihm dabei tief in die Augen. Er mußte nichts mehr zu erwidern und fühlte wie ihre feine Hand sich löste. Dann sah er sie die Straße überqueren und verschwinden Richtung Goethe-Denkmal. Unterwegs durchstrich sie etwas in einem kleinen Notizblock. „Du bringst mir Blumen?“ rief Frau Gertrud freudig erstaunt. „Ja, Liebste. Und wenn Du willst, fahren wir morgen nach Waldheim. Gute Nacht. Ich bin ein wenig müde.“

Intermezzo

Skizze von R. Struppe.

Zwischen der Ankunft des Juges und der Abfahrt des Postautos lagen mehr als zwei Stunden. Man hatte in der Bahnhofswirtschaft gespeist, in einigen Zeitungen geblättert und immer wieder auf die Uhr gesehen, ob denn die Wartezeit noch nicht bald um sei.

„Ich freue mich sehr auf die Fahrt über das Stiller Joch“, sagte die junge Frau und schaute zum tiefblauen Himmel hinauf, an dem sich die letzten weißen Wolken westwärts vergogen. Der Herr Ober hat recht prophezeit: Regen die Wolken nach Martell, wird das Wetter warm und hell.“ Wir werden eine schöne Fahrt haben“, entgegnete der Mann.

„Ganz unbändig freu“ ich mich“, fing die Frau wieder an. Und indem sie aufstand: „Ich will doch sehen, ob man noch nicht bald einsteigen kann.“ Der Mann blickte ihr lächelnd nach, als sie leicht und geschmeidig den Speisefaal durchschritt.

Wie kindlich sie noch ist, dachte er, wie aufgeschossen und ungeschminkt. Nur langsam nimmt sie das Gebärde einer Dame an. Nun schickte sich auch der Mann zum Gehen an und kam durch ein kleines Schreibzimmer, das an den Speisefaal grenzte. Da es ihm angenehmer schien, im Kühlen zu warten als draußen in der Hitze zu stehen, setzte er sich in einen bequemen Klubstuhl, und blätterte in einer der zerlesenen illustrierten Zeitschriften, die auf dem Tisch zerstreut lagen. Er fand immer dasselbe: Sport, Schönheitskünstinnen, ein Explosionsunglück und den Besuch eines Ministers. Auf der vorletzten Seite war ein Gruppenbild aus einer Theateraufführung; doch schien es ihm belanglos, und er sah kaum hin. Aber sein Blick blieb an einem der fünf Namen hängen, die unter dem Bilde standen: Gerdie Pilar.

In unwillkürlicher Reflexbewegung schloffen sich herzschlaglang seine Augen. Sein erstes Gefühl war eine süße, neugierige, fast knabenhafte Freude. „Wenn ich jetzt hinschaue“, dachte er, „sehe ich sie endlich wieder.“ Zwölf Jahre sind vergangen, seit sie schicksalhaft in sein Leben eintrifft, sie, die bekannte Schauspielerin: in das Leben des armen Arztes ihm schier es damals nicht unmöglich, sie zu gewinnen. Doch da kam gerade ihr Vertrag mit dem Burgtheater zum Abschluß, und sie hatte strahlend vor Glück zu ihm gesagt: „Ich werde eine Ministergattin haben.“ Und er, ungeschworen von Fräulein Anna, — werden Sie nun immer dort bleiben? Sie hatte ihn belustigt und mitteilig angesehen: „Aber natürlich.“ An die Furg zu kommen, ist doch der Traum eines jeden Schauspielers.

Jahre hindurch hatte ihn das Verlangen nach ihr beunruhigt. Er hoffte, ihr weiteres Schicksal und ihre Erfolge aus Zeitungsnottizen zu erfahren — aber seine Briefe blieben unbeantwortet —, aber er las nie etwas über sie. Lange hand die Erinnerung an ihren Liebreiz in unverblichenen Forderungen vor seiner Seele. Da kam eines Tages das kleine Bürostärchen Renette als Patientin zu ihm. Er empfing sie logisch mit einem glücklichen Lächeln, weil sie die neuesten Züge der Gerdie Pilar trug. Sie hatte dasselbe ruhige, etwas breite Gesicht mit den zarten Farben, das gleiche sanftfarbene Haar, dieselben grauen Augen mit den auf-

wärts gebogenen langen Wimpern und — das Beglückendste — gleich der fernen Geliebten den von einem Monstallächeln umblühenden, sanft geöffneten Mund.

Die kleine Renette war seine Frau geworden. Doch er eine andere in ihr liebte, sagte er ihr nie. Im Lauf der Jahre waren Schein und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart zu beklügender Einheit zusammengefloßen. Auch die bemühte Erinnerung an Gerdie Pilar schmerzte nicht mehr. Nur eine kleine, fast beseligende Unruhe war mit dem Gedanken an sie verbunden.

Nun hatte er sie nach zwölf Jahren zum erstenmal hier in Wilde gefunden. Er verknüpfte sich in dessen Anblick. Aber — wie denn? Gerdie war ja gar nicht dabei! Da sah er drei Herren und zwei Damen, eine sehr junge und eine alte. Schnell las er nochmal die Namen unter dem Bilde. Es stimmte schon. Die aufgeputzte komische Alte war Gerdie Pilar. — Er bohrte seine Blicke in das breite Gesicht mit dem Doppelkinn und dem geschminkten Mund und suchte nach den Spuren jener Linien, die er einstmal über alles geliebt. Die Nase, ehemals hübsch und prominent, verlor sich fast zwischen den wuchtigen Wangen.

„Nolle, Schminke“, dachte er. Nein, das konnte nicht alles Schminke sein: die fleischigen Arme, die aus dem tiefausgeschnittenen Gesellschaftskleide hervorquollen, der plumpe Körper. Und doch sie diese lächerlich-groteske Rolle in dem albernem Stück überhaupt spielen mochte! Und das war auch gar nicht das Burgtheater, sondern irgend eine Vorstadtbühne, die den kassensüchtigen Schläger „Kipfel“ spielte. Also hatte sie den Vertrag mit der „Burg“ nicht erneuert bekommen.

Er starrte immer wieder auf das Bild der Frau, die er einmal am meisten geliebt hatte von allen Menschen auf der ganzen Welt. Gerdie, Gerdie war nicht mehr jung, aber die Frau kann in jedem Alter schön sein, wenn sie ihre Jahre in stillvoller Würde zu tragen versteht. Nur — das tat Gerdie Pilar nicht. —

„Wir können einsteigen, Reinhard“, meldete ihm seine Frau. „Warum ziehst Du Dich denn ins Damenzimmer zurück? Ei, schau, Theaterdamen sieht er an! Die Junge da gefällt Dir wohl sehr?“

Er wehrte lachend ab. Sie aber sagte eifrig: „Kann ich mir denken, daß Du Dich an der Komischen Alten erregt hast, lieber Sünder.“ So siehst Du aus! Märch, einsteigen!“

In plötzlich aufquellender Freude an der hohen Wirklichkeit seines Besizes zog er Renette an sich, als sei sie erst in dieser Stunde sein köstliches Eigentum geworden.

Doppelter Standpunkt.

A.: Mein Verleid zu Ihrem Unfall. Werden Sie noch lange auf Krücken gehen müssen?
B.: Ich weiß noch nicht. Mein Arzt sagt nein, aber mein Wookat sagt ja.“

Schwieriger Fall.

„Denken Sie nur, Herr Doktor, ich spielte Mundharmonika, und da habe ich das Instrument verlied!“
„Na, dann seien Sie froh, daß Sie nicht gerade Klavier gespielt haben!“

Sichere Kennzeichen.

„Ist Jürgen schon aus der Schule?“
„Ich glaube. Der Papagei ist auf die Gardinenfänge geflogen und die Käse unter Bett gekrochen.“

Entgegenkommend.

Räuber: „Geld oder Leben!“
Heberfollener: „Geld habe ich nicht! Aber nehmen Sie auch Briefmarken?“

Das Kind.

Klein-Ange fährt mit ihrem Großvater in der Straßenbahn und kommt über den Neuen Markt. Da sieht sie das Denkmal Rubens mit der aufgeschlagenen Bibel. Ganz erstaunt ruft sie: „Opa, wenn suchst denn der Mann im Telefonbuch?“

Verantwortlich G. S. e m m e l m a n n. Altana. Druck und Verlag: G. S. a n n. Altana.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4

Samstag, den 31. Januar

1931

Das erste Wunder

Erzählung von A. Zorin.

(Berecht. Uebersetzung aus dem Spanischen von Ines E. Man.)

Lezte Sonnenstrahlen fallen in das schmale Kellerfenster. Die Hände des alten Mannes mühen im aufgehäuften, funkelnden Golde. Als es ganz dunkel geworden ist, läßt er die Münzen in die starke Truhe zurückwandern, legt einen eisernen Querbalken vor die Tür, riegelt mit zwei Schloßern ab und steigt die enge Treppe nach seiner Wohnung hinauf.

Das Nachtmahl steht bereit. Doch der Hirt läßt heute auf sich warten. Ungeduldig hat sich der Herr zu Tisch gesetzt. Solche Verpöpfung ist noch nie dagewesen. Ein Knecht reißt ihm nicht schnell genug das Gericht, er brüllt ihn an, und der Knecht läßt vor Schreck den Teller fallen. Alle halten entsezt den Atem an, denn ein zerbrochener Teller ist eine Katastrophe. Und dann tobt er eine halbe Stunde lang.

Da steht der Hirt auf der Schwelle. O weh, er hat es schlecht getroffen. Ergeben wartet er auf das Ungewitter.

„Ist etwas vorgefallen?“ fragt der Herr. Der Hirt zögert einen Augenblick. Er dreht den Hut ungeschlüssig in den Händen. „Vorgefallen? Nein... nicht eigentlich...“

„Du bist ein Idiot, ein Tölpel! Kannst Du nicht reden?“

Aber der Hirt weiß nur immer zu sagen, es sei nichts vorgefallen. Nur im Stall, der dem Herrn gehört, in dem Stall auf freiem Felde, hätte er etwas Merkwürdiges gesehen... Leute waren drinnen.

„Was! Leute im Stall!“ schreiet der Alte hoch. „Reicht das noch Achtung vor fremdem Eigentum? Habt Ihr Euch alle gegen mich verschworen? Wollt Ihr mich ruinieren, soll ich meine Tage im Elend beschließen? Ich werde selber das Bettelvolk verjagen. Was für Leute waren es denn?“

„Es waren... waren...“ dem Hirt wollten die Worte nicht über die Lippen, „... ein Mann und eine Frau.“

„So, so. Wir werden ja sehen.“ Er hatte den Hut aufgelegt, den Stock gepackt und war davon gestürmt.

Die Nacht war blau und klar, die Sterne funkelten ihn an wie vorhin die Goldmünzen im Keller. Tiefer Friede lag über dem Lande. Der Alte geht haktig, böse stampft sein Stock. Schon haben sich die Umrisse des Stalles vom tiefen Blau des Nachthimmels ab. Dann steht er neben dem zerfallenen Gemäuer. Die Tür ist zu. Er will sich die Leute erst einmal ansehen. Heller Schein dringt aus der Mauer. Er bringt sein Gesicht an einen Spalt und sieht hinein. Und sieht einen Schrei aus, steht wie angewurzelt. Seine Ueberaschung wird zur tiefsten Ergriffenheit, er ist gebannt, sein Atem geht schwer. Was er sieht, können nie menschliche Augen gesehen haben. Unverwandt schaut er. Es vergehen Minuten, Stunden, er merkt es nicht. Welches Maß ist gültig für so unerhörte Momente? Sind Tage, Jahre vergangen? Die Zeit ist nichts vor dem hohen Wunder, das er erlebt.

Langsam, veronnen, geistesabwesend kehrt er heim. Er muß an der Tür warten, es wird nicht gleich geöffnet, aber er sagt nichts. Die Nacht läßt die Kerze fallen, aber er hat keinen Vorwurf für sie. Mit geklemmtem Kopf geht er durch die Räume. Seine Frau läßt vor Angst etwas um, er sagt nichts dazu. Sie rufen ihn an wie einen Nachtwandler, und er läßt sich sanft wie ein Kind auskleiden und zu Bett bringen. Am nächsten Morgen ist er weiterhin still und in sich gekehrt. Armen Leuten, die um ein Almosen bitten, gibt er Silberlinge. Paradiesen schon offen. Aber ich gelangte nicht hinein. Der arme Dramaturg mußte kurz nach der Deklartur meines Stückes in eine Irrenanstalt überführt werden — unheilbar

geworden. Frau und Kinder wissen sich die Verhandlung nicht zu erklären, etwas Ernstes muß bei seinem nächsten Gange nach dem Stalle vorgefallen sein. Die Güte ist vielleicht noch beängstigender als früher seine Wutanfälle vielleicht handelt es sich um Symptome schwerer Erkrankung. Beunruhigt, mortlos beobachtet sie ihn. Endlich läßt sich die Frau einheimis zu offenbaren. Sie erreicht endlich, daß er ihr sein höchstes Erlebnis ins Ohr flüstert.

Verblüfft ruft sie aus: „Drei Könige und ein Kind im Stall!“

Er legt den Finger auf die Lippen und bittet sie, nicht laut davon zu sprechen. Ja, sie will still sein. Aber ihre Gedanken kreisen immer wieder um die Frage, ob sein früherer Jörn schlimmer war als der Wahnsinn, der ihn jetzt befallen hat. Denn es ist natürlich nur Wahnsinn: Drei Könige und ein Kind in einem Stall!

Allmählich wissen es alle im Hause. Der arme Herr ist verrückt geworden, verrückt auf eine besondere Weise. Mitleidig schütteln sie die Köpfe: Drei Könige und ein Kind! Ruhig, ohne Ungeduld, ohne Jörn und Bedrängnis, hat für jeden ein gutes Wort. In seinem Hause sehen sie ihn bekümmert an. Die Frau läßt einen weissen Arzt kommen. Er untersucht den alten Mann, fragt ihn nach Lebensweise und Gewohnheiten. Der Alte lächelt nachsichtlich und offenbart dem Arzt sein Erlebnis. Und der Arzt stimmt ihm bei, wie man einen Geisteskranken anhört. „Ja, ja, es ist schon möglich: Drei Könige und ein Kind in einem Stall.“

Er schüttelt den Kopf und antwortet der Frau, die ihn besorgt um seine Ansicht bittet: „Ein harmloser Wahnsinn. Nichts Gefährliches, seien Sie unbesorgt. Verhaltensmaßregeln sind unnötig. Wir können nichts tun als abwarten.“

—

Warum ich nicht heiratete

Skizze von Frank Helmerding.

In einem Weinstock traf ich ihn. Beglücklich sah er bei einer glänzenden Heide, den er genierlich über die Junge gleiten ließ. Ich hatte ihn lange nicht gesehen, den Freund von ehemals, der sich still zurückgezogen hatte, als ihn das Unglück ereilte, in der Inflation sein ganzes Vermögen zu verlieren. Nun sah ich ihn wieder, feil und schneidig, nach der neuesten Mode gekleidet.

Ich begrüßte ihn. Freundlich drückte er mir die Hand und bat mich, bei ihm Platz zu nehmen. Alte Erinnerungen wurden ausgelöst. Er erzählte mir von seinem vielbewegten Leben, das ihn schaukelnd aus der Tiefe in die Höhe, dann aus der Höhe in die Tiefe gedrückt hatte. Immer hinauf und herunter. Aber jetzt war er wieder oben; und doch unzufrieden mit seinem Geschick.

„Höre und urteile selbst, ob ich nicht allen Grund habe, mit dem Leben zu hadern. Du weißt, ich bin schriftstellerisch nicht unbegabt. Da hatte ich mal ein Drama geschrieben. Aber bei keiner Bühne kam es zur Aufführung. Das alte Lied: kolossaler Einlauf von Manuskripten — unbekannter Name — niemand las es. Doch eines Tages erhielt ich von dem Dramaturgen eines großen Provinztheaters einen Brief, der mich zur Freude tanzte ließ. Der Mann hatte mein Stück nicht nur gelesen, — nein, er war sogar begeistert davon und hatte es dem Direktor zur Aufführung empfohlen. Ich war glücklich und sah das Paradies schon offen. Aber ich gelangte nicht hinein. Der arme Dramaturg mußte kurz nach der Deklartur meines Stückes in eine Irrenanstalt überführt werden — unheilbar

krank. Kein Mensch kümmerte sich dann um mein Werk, das ich eines Tages zurückerhielt.“ Ich drückte ihm mein Bedauern aus, dann fuhr er fort: „Höre weiter: Man braucht ja nicht gerade in die Gattung der Erbschleicher eingereiht zu werden, um nicht doch, wenn berechtigt, sehnüchtige Erbschaftshoffnungen zu hegen. In diesem Falle war der Erblosler weiblichen Geschlechts. Meine Tante Pauline. Ein Engel, sage ich Dir! Unverheiratet und ungenießbar. Doch unentwegt bemühte ich mich um sie; ertrug ihren schlechten Kaffee und ihre noch schlechteren Launen. Denn in der Finsternis meiner damaligen Nöte leuchtete mir der freundliche Stern, der den verlassenen Namen „Universalerbe“ trug. Da geschah in dem Kurort, den sie ihrer Gicht wegen aufsuchte, das Unglück. Zu der alten Tante gesellte sich ein junger Mann, der mir ihr die Ehe einging. „Aus Liebe“, schrieb mir Tante Pauline! — Und wenn ich auch nicht an seine Liebe glaube, an den Verlust der Erbschaft mußte ich.“

Inzwischen hatte ich meine jehige Stellung erobert. Nach Monaten harter Arbeit ging ich zur Erholung nach Geland. Also, was soll ich dir lange Geschichten erzählen! Dort lernte ich ein bildhüches, entzückendes Mädchen aus bester Familie kennen. Ich verliebte mich in Ulla — und liebe sie noch. An jenem Septembertag, droben im Oberland, küßte ich sie, und sie wehrte sich nicht. Im Gegenteile! Denn sie liebte mich auch. — Und so hätte ich beinahe dieses schöne, reiche Mädchen geheiratet!“

„Ja, aber warum denn nur beinahe?“ fragte ich, aufs höchste gespannt. „Du hast ihr doch etwas zu bieten: Deine gute Stellung!“

Verblissen starrte er vor sich hin.

„Ja, gut ist sie wohl, aber schließlich doch nicht so glänzend, daß ich Ullas Wunsch erfüllen können, meine alte schöne und hübsche Wohnung, in der schon meine seligen Eltern gelebt haben, gegen eine moderne, teure, unzuverlässige. Das aber wollte Ulla durchaus. Sie mißachtete die mir lieben Möbel, mit denen mich so viele Erinnerungen verbanden; sie wollte den Haushalt ganz erneuern, sogar die gewohnten Racheisen, den Kachelofen und Badesen entfernen und sie durch Zentralheizung und Gas ersetzen lassen. An die hohen laufenden Kosten dieser Heizung dachte sie nicht. Und ich bin geradezu vernarrt in meine Racheisen, in die ich im Winter nur ein paar Bricketts hinein zu tun brauche, um das Zimmer mäßig warm zu haben. Denn so ein Kachelofen hat etwas unendlich Anheimelndes und Behagliches. — Nein, das wollte sie nicht! Sogar der alte schöne Kronleuchter sollte verschwinden. Und darum — trotz aller Liebe — packten wir nicht zueinander. Ulla und ich. Sie ist mir eine zu teure, nach dem Modernsten begierige Dame, und ich bin ein beschiedener Mensch, ganz abgesehen davon, daß das Moderne oft entbehrlich und weniger heimlich als das alte ist.“

Reife klangen unsere Gläser aneinander. Ich mußte dem Freunde recht geben, zumal in einer Zeit, wo altbewährte Einfachheit erhöhte Geltung erlangte.

—

Abdrückung

Satire von Jo Hanns Köster.

„Du kannst es glauben oder nicht“, sagte Andreas Reminus, „der Pazifismus marschiert. In weniger als fünf Jahren werden wir die allgemeine Abdrückung erleben.“

„Trotz Rußlands. Trotz der immer stärkeren Radikalisierung der Völker?“

„Trotz alledem. Die heutigen Abdrückungskonferenzen sind Verträge mit untauglichen Mitteln. Aber doch immerhin ein Anfang. Eines Tages werden alle diese kleinen Einzel-

richtungen zusammenstießen und einen großen Strom des Friedens bildeten.

An dem die Völker sitzen und angeln? war Heimann spöttisch ein.

„Das Thema ist zu ernst, um darüber zu spielen“, fuhr Andreas unbeeinträchtigt fort, „bedenke lediglich, welche Summen frei werden, die wir dem allgemeinen Wohlstand zuführen können! Diese Milliarden, die heute noch jedes Volk für Kämpfungen vergeudet!“

„Gut, ich will Deinen Gedankengängen folgen. Du glaubst also, daß man alle Waffen abschaffen wird?“

„Mit der Zeit — ja. Wenigstens alle Waffen, die den Tod herbeiführen.“

„Wie stellst Du Dir das vor?“

„Ich sehe den Fall“, erwiderte Andreas zögernd, „daß die großen Völkerabteilungen hinter uns liegen, man also keine weiteren Geschütze, Tanks, Gewehre und Munition erzeugt. Die vorhandenen großen Waffen werden in allen Ländern zerstört. Die Waffenindustrie wird umgekehrt. Daraufhin erfolgt ein Erlaß aller Regierungen der Welt, daß sämtliche Schußwaffen abgegeben sind. Bis heute ist ja nur das Waffentragen, nicht der Waffengebrauch strafbar. Und zwar kaufen die Staaten die Waffen zum vollen Neuwert zurück, um die Aktion zu beschleunigen.“

„Was wieder Tür und Tor zu großen Schiebungen offen ließe.“

„Es kommt bei der großen Idee auf einige Milliarden nicht an. Von einem bestimmten Tage an steht auf Waffengebrauch, auch dann werden auch den Organen der öffentlichen Ordnung die Waffensachen entzogen. Es genügen vollkommen die bereits eingeführten Gummischläger und die mit Wasserbüchsen versehenen Polizeiautos, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Damit wären — bei gleichmäßigem Vorgehen aller Völker — die Waffensachen auf der ganzen Welt, rein theoretisch betrachtet, verschwunden.“

Heimann lächelte: „Ich lasse Deine Theorie gelten. Laß auch meine gelten. Theoretisch wäre es doch möglich, daß ein Mann seinen Revolver in der hinteren Hosentasche vergesse.“

„Das wäre möglich.“

„Schön. Und eines Tages fällt es ihm ein, sich der Waffe zu bedienen.“

„Man würde ihm die Waffe entwenden.“

„Das ist leicht gesagt als getan. Ein Mann mit einer Schußwaffe hält eine unermessliche dreifache Liebermacht leicht zurück. Es ist also nichts gegen ihn zu machen.“

Andreas Reminus dachte nach. Dann sagte er: „Ja — das ist schon richtig — aber, wenn wir Deine Theorie weiterführen, so wäre es doch ebenfalls möglich, daß auch von den anderen einer seinen Revolver in der Hosentasche vergesse, rein aus Zufall natürlich oder eben für solch einen Fall, wie Du ihn hier anführst.“

Heimann lachte: „Siehst Du — das wollte ich nur hören. Bevor also die allgemeine Weltabrüstung möglich ist, müßte man zunächst auf der ganzen Welt die hinteren Hosentaschen abschaffen. Und das, glaube ich, wird niemals gelingen. Denn der Hosentaschen sind viele in der Welt, und man verzichtet lieber auf eine der sichtbaren Rocktaschen als auf eine geliebte, vertraute und verborgene hintere Hosentasche.“

Die Hundesteuermarkte

Skizze von Herbert Schmitt-Carlén.

Der Abend war an diesem Januarsonntag früh hereingebrochen. In der vom Licht der Straßenlaternen durchbrochenen Dämmerung ging vor einer der eleganten Villen am Mittelweg in Harveslebude ein kleiner, leicht hinkender Mann in abgetragener Mantel auf und ab. Ein seltsames Feuer glomm in seinen Augen, als er zu den beiden allein beleuchteten Fenstern hinauf blickte, hinter denen er Ferdinand Scheeren, einen der ersten Kaufleute Hamburgs, an seinem Schreibtisch saß. Heute zum letzten Mal, das hatte sich Franz Kern geschworen. Noch heute würde seine Kugel dem Leben des glühend Geheften ein Ende machen.

„Franz, ich habe dich diesen Tag mit mir herumgetragen, fast seit der Zeit, da er und Scheeren gemeinsam die Schulbank gedrückt. Ein seltsamer Zufall führte sie damals als Lehrlinge in daselbe Geschäft. Überall mußte Kern hinter dem glücklichen Scheeren zurückbleiben. Jener, ein eleganter und kluger Mensch, der Kollegen und Vorgesetzten, vor allem aber bei den Frauen beliebt, ließ schnell auf der Leiter des Erfolgs empor und war heute Teilhaber einer der führenden Firmen der alten Hansestadt. Er, Kern, mußte stets mal auf der Straße stehen; ich leuane nicht

im Hintergrund bleiben und hatte es nicht weiter als bis zum einfachen Buchhalter gebracht. Er besaß keinen Freund, mit Ausnahme vielleicht des kleinen braunen Bäckers, der ihn vor einiger Zeit ausgelassen war und der jetzt seine armelige Zweizimmerwohnung teilte. Stets hatte Kern den glücklichen Schulkameraden beneidet, der Reid war jedoch in glühenden Haß umgeschlagen, als er — es lag schon Jahre zurück — zufällig einmal gehört, wie der andere ihn gegenüber der schönen Lisa van den Ploeg, die sie beide verehrten, einen „heimtückischen, mißgünstigen Kerl“ nannte, und als zudem bald darauf die beiden ein Paar wurden. Daß die schöne Lisa schon nach wenigen Jahren starb und Scheeren gleich ihm ein einsamer Mann wurde, vermochte den Haß des Buchhalters nicht zu mindern. Immer härter hatte er sich im Laufe der Zeit in ihn hineingestiegen, bis er jetzt zur Lösung drängte.

Kern schritt auf das Haustor zu. Er mußte, die Dienstboten hatten an diesem Sonntagmittag Ausgang, er würde sein Opfer allein treffen. Er drückte auf die Klingel, gleich darauf scharrte der elektrische Türöffner; Kern trat ein. Im Hausflur schritt ihm der Kaufmann entgegen.

„Guten Abend, Herr Scheeren!“ begrüßte der Buchhalter sein ahnungsloses Opfer. „Sie erkennen mich wohl kaum wieder? Ich bin Kern.“

„Über natürlich, jetzt erkenne ich Sie, Herr Kern. Kommen Sie, gehen wir in mein Arbeitszimmer!“ Und als beide Platz genommen, sagte er: „Nun, was führt Sie zu mir?“

Der Vergleich, den der Buchhalter im Stillen zwischen dem gemütlich und kostbar eingerichteten Zimmer und seinen armenigen Räumen anstellte, bekräftigte ihn nur in seinem Vorhaben. „Das will ich Ihnen sagen“, beantwortete er die ihm gestellte Frage. „Doch dazu muß ich zwei Jahrzehnte zurückgehen. Sie erinnern sich, wie wir uns kennen lernten, als wir beide die Nikolaischule besuchten. Ich warb um Ihre Freundschaft, doch Sie konnten mich nicht leiden und wiesen mich zurück. Stimmt das?“

„Nun, so schlimm war es wohl nicht“, meinte der Kaufmann ein wenig verlegen, „aber...“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Stets haben Sie mir im Wege gestanden, stets wurden Sie bevorzugt. Nannten Sie mich nicht einen „mißgünstigen, heimtückischen Kerl“, um mich bei Lisa van den Ploeg schlecht zu machen? Und um sie, die auch ich liebte, dann zu heiraten? Hundert es Sie, daß ich Sie hasse?“

Vergebens hatte Scheeren seinen offenbar irrigen Vorurteil zu unterbrechen versucht. „Recht will ich Ihnen auch sagen, weshalb ich gekommen bin: um Sie zu töten!“ Schrie Kern den anderen an. Beide Männer waren aufgesprungen, in der Rechte des Buchhalters bligte etwas metallisch glänzend auf; ehe der Kaufmann noch eine Bewegung machen konnte, knallte ein Schuß, und ins Herz getroffen sank Scheeren zu Boden.

Einige Stunden später lag der Mörder in seinem Zimmer und dachte über seine Tat nach. Alles war nach Wunsch gegangen. Niemand hatte ihn gesehen, niemand ahnte auch nur, daß er und der Tote einander gekannt. Der Revolver lag in der Hand. Eine sonstige Spur würde nicht zu finden sein, die strafende Hand der Gerechtigkeit den Mörder nicht fassen können, es sei denn, daß er freiwillig ein Geständnis ablegte. Bei dem Gedanken mußte Kern lachen. So dumm würde er gerade sein und sich selbst ans Messer liefern! —

Am nächsten Morgen hatte sich Kern kaum an den Frühstückstisch gesetzt, als seine Wirtin eintrat: „Draußen ist jemand von der Polizei, Herr Kern. — Was mag der so früh wollen?“

„Ich habe“, fuhr der Beamte fort, „den Auftrag...“

Er kam nicht weiter. Maßlos erregt, mit flackernden Augen fiel ihm der andere ins Wort: „Ich weiß schon. Sie sollen mich verhaften wegen des Mordes an dem reichen Scheeren. Nun gut, wenn Sie mich schon ein

ja, ich habe ihn erschossen. Ich glaubte nicht, daß man es herausbekommen würde, aber die Polizei ist tüchtiger, als ich dachte. Gut, führen Sie mich ab!“

Vermutend hatte der Schutzmann diesem Ausbruch zugehört; jetzt nickte er ernst mit dem Kopf: „Allo! Sie sind der Mörder? Wer hätte das gedacht! Dann muß ich Sie natürlich mitnehmen. Eigentlich sollte ich Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Ihr Hund ohne Steuermarken herumläuft. Aber dies ändert die Sache.“

Er legte die Hand auf die Schulter des gebrochenen in seinem Stuhl Zusammengekauerten: „Folgen Sie mir, Kern! Sie sind verhaftet.“

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—

—